

Der Tag der Vergeltung.

Von A. R. Green.

(2. Fortsetzung.)

„Wenn dein Herr zur festgesetzten Stunde nicht hier ist“, rief Philipps in heftiger Aufwallung, „so halte ich mich für ermächtigt, dies Haus zu verlassen.“

„Aber“, rief der andere triumphierend, als der erste Schlag der Uhr erklang, „es ist schon acht und —“

Die Hausglocke klang scharf und schrill. Philipps stieß die Haupttür auf und sah die Brust; er sah wieder alt und verfallen aus.

„Sehen Sie“, sagte der Neger, sich ehrerbietig verbeugend, „mein Herr ist ein Mann von Wort.“

Während er ging, um das Haus zu öffnen, traten die Männer schweigend an den Tisch und blieben wie angezogen neben den für sie bestimmten Stühlen stehen; der eine mit bleicher aber entschlossener Miene, der andere mit gesenktem Haupte, ein Bild ohnmächtiger Verzweiflung.

Sie waren der Außenwelt völlig entrückt; wäre die Decke eingestürzt, sie hätten es kaum bemerkt. Der Aufbruch auf der Straße kümmerte sie nicht; in ihrem Innern tobte ein weit wilderer Sturm und die Todesgefahr, in der sie schwebten, kam nicht von jener entsetzten Menge.

Jetzt ging die Tür hinter ihnen auf; sobald sie es hörten, streckten sie, ohne sich umzusehen, mechanisch die Hand nach der verdeckten Schüssel aus. Eine Weile blieb alles still, dann vernahmen sie Worte, die ihnen so unerwartet kamen, daß sie sich auf der Stelle umwandten. Vor ihnen stand der Neger.

„Mein Herr hat eben einen kleinen Knaben hergeschickt“, sagte er, „um Sie wissen zu lassen, ob er dem Wöbel in die Hände geraten ist; er bittet Sie, einige Minuten zu warten, bis er sich wieder los machen kann. Die Mahlzeit soll nicht darunter leiden, dafür werde ich Sorge tragen.“

„Das mag sein“, sagte Philipps zornig, „aber mir ist die Ehre vergangen, seit die Stunde vorüber ist. Ich muß bitten, mich zu entschuldigen.“

„Sie können das Haus jetzt nicht verlassen“, versetzte der Neger kalt und bestimmt, „es fliegen zu viele Kugeln von allen Seiten umher.“

„Sind Sie selbst mit einer Waffe versehen?“ fragte White, indem er sich rasch dem Tisch näherte.

Statt der Antwort nahm der Neger die Hände vom Rücken; in jeder bligte eine Pistole.

„Das dachte ich“, bemerkte White; „wir tun besser, auf unsern Wirt zu warten“, fügte er dann, zu Philipps gewandt, leuchtend hinzu.

Ueber die Züge des Negers flog ein Lächeln, das keiner von ihnen gewahrte. Vielleicht wäre es ein Glück für sie gewesen, hätten sie es gesehen.

Drittes Kapitel.

Enisesselte Leidenschaft.
Jetzt erhob sich von der Straße her ein wahrer Höllelärm. Fenster trachten, Weiber freischien und immer näher klang das Geheul und Mordgeschrei der tobenden Menge. Abermals ward unten die Klingel gezogen, aber diesmal beüllte sich der Neger nicht, die Thür zu öffnen.

„So lautet mein Herr nicht“, sagte er und hielt das Ohr laufend an die Tür. Doch er fuhr schnell zurück, gewaltige Faustschläge donnerten dagegen.

„Deffnet“, klang es in rauhen Ton, „gebt uns den Neger heraus, dann wollen wir weiter ziehen!“

„Den Neger, den Neger!“ brüllten hundert Stimmen im Chor, „wir müssen den Neger haben.“

White, der neben Philipps im Wohnzimmer stand, hob gerade die Hand nach der Gastrone, um das verärrliche Licht auszulöschen, als der schwarze eilig zurückkam. „Warten Sie noch einen Augenblick“, schrie er laut, um den betäubenden Lärm zu überlöhnen, „mein Herr kommt gewiß bald und dann —“ Er hielt inne, horchte und stürzte wieder in die Halle hinaus, diesmal nach der Hinterseite der Wohnung.

„Was sollen wir tun?“ fragte Philipps angstvoll; „weil lieber möchte ich den rasenden Teufeln begeben, als jenem Manne.“

„Uns bleibt keine Wahl“, schrie White zurück. „Möglich, daß der Böbel das Haus erklimmt, das können wir nicht hindern; aber mir war's als hörte ich soeben eine Geschützsalve — das Militär rückt heran.“

Philipps schüttelte den Kopf und warf einen verlangenden Blick nach der Tür — der Schlüssel war abgezogen. Ueber die Regel an den Fensterrahmen ließen sich leicht zurückziehen; schon wollte er, ohne auf Whites fin'ere Blicke zu achten, den Versuch wagen, da flog ihm ein Holzstück entgegen — ein Laden war eben eingeschlagen worden.

„Den Neger! Gebt den Neger heraus!“ klang es mit furchtbarem Deutlichkeit durch die Öffnung.

In namenloser Furcht stürzte Philipps auf den Tisch zu und wollte die

Pistole in der verdeckten Schüssel ergreifen; „sie sollen mich nicht lebendig haben“, schrie er, „ich werde kämpfen bis zum letzten Atemzug.“

Pflichtig wurde sein Arm mit eisernem Griff gehalten. Der Neger stand vor ihm, einen Papierfetzen in der Hand, auf den einige Worte flüchtig hingeworfen schienen.

„Von meinem Herrn“, rief er laut, während die Schläge immer härter an die Tür und Fenster donnerten.

Philipps starrte auf das Papier, aber er vermochte nichts zu lesen. White gelang es jedoch nach einigen Minuten die Schrift zu entziffern. Der Zettel lautete:

„Verwundet — im Sterben — sage den Herren, sie sollen gehen.“

Whites bleiches Gesicht wurde plötzlich blutrot; er zitterte und zeigte sich schwächer im Augenblick der Errettung als während der ganzen Zeit der entsetzlichen Spannung.

„Wir sind erlöst, beagnabigt, freigelassen“, schrie er Philipps ins Ohr. „Der Mann liegt im Sterben, das hat sein Herz erweicht.“

Der andere stieß einen gellenden Schrei aus. „Fort, fort, laßt uns fliehen“, keuchte er. „Leben, frei sein, mein Töchterchen wiedersehen —“

Er stürzte nach der Tür, aber der Gedanke an die blutiger Menge draußen festelte seinen Fuß. Auf diesem Weg gab es kein Entkommen. Hilflos sah er den Neger an.

Dieser hatte wieder sein früheres, ehrerbietiges Wesen angenommen; er winkte den beiden, ihm zu folgen.

An der Mauer im Hinterhof wendete sie eine Leiter finden“, sagte er, sobald sie weit genug waren, daß er sich ihnen verständlich machen konnte.

„Ich hatte sie dorthin gestellt, um meine eigene Rettung zu bemerksamen, aber sie sieht zu Ihrem Dienst.“

White nahm den Papierfetzen aus seiner Westentasche, in die er ihn gesteckt hatte. „Wo ist der Bote, der den Zettel gebracht hat?“ fragte er mit einem forschenden Blick auf den Neger.

„Fort. Er kam und ging durch den Hinterhof.“

„Und Ihr Herr — wo ist er?“

„An der nächsten Ecke liegt er am Boden. Er stieß gerade den letzten Seufzer aus, als der Mann ihn verließ. Ein Stein ist gegen seine Brust geflogen und hat ihm die Rippen eingeschlagen. Sonst“, fügte der Neger mit Nachdruck hinzu, „würde er sicherlich nicht veräußert haben, seine Gäste zu empfangen.“

Mit einem Fluch wandte White dem schwarzen den Rücken. „Kommen Sie“, rief er Philipps zu und sprang, wie von einer schweren Last befreit, die wenigen Stufen in den Hof hinunter.

Philipps stürzte ihm frohlockend nach, an dem Neger vorbei; das plötzliche Aufhören des Straßenslärms veranlaßte ihn jedoch, sich noch einmal umzuschauen. Dies war verhängnisvoll.

Zwei Spiegel, die an den gegenüberliegenden Wänden hingen, gewährten ihm den Einblick in ein hinteres Zimmer, und dort sah er einen Mann, dessen Antlitz er kannte, obgleich er es seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Es war ihr vergebens erwarteter und gefährlicher Gastgeber, der, weder verwundet noch tot, in Angst und Gelassenheit dastand, den Ausdruck teuflischen Triumphs in den hohnlachenden Miene, als frohlockte er über den Erfolg eines gut angelegten Planes.

Starr vor Schreden über den Zusammenschluß aller seiner Hoffnungen blieb Philipps stehen. Der Neger aber, welcher glaubte, er zögere aus Furcht vor der Wut des Böbels, beeilte sich, ihn mit der Versicherung zu beruhigen, daß die Polizei den Hausen auseinandergesprenge habe und die Aufreiter in der Richtung des Broadway entflohen seien. Diese Nachricht schien den Bann zu brechen, der Philipps gefesselt hielt. Er stieß ein wildes Gelächter aus.

„So will ich auch mein Heil in der Flucht suchen“, rief er, hürrte hinter White her und verschwand in demselben Augenblick im Hofe, als vorn im Hause die Lichter erloschen.

Was ihm jener letzte Blick verraten hatte, offenbarte er seinem Gefährten nie. Er mochte wohl seine guten Gründe dazu haben.

Zweites Buch.

Ein unwiderruflicher Befehl.

Viertes Kapitel.

Das gestörte Fest.

Vor der Stiftkirche in der fünften Avenue nahmen zwei Arbeiter am Abend des 20. September 1873 das Schirmdach über dem Eingang herunter, das bei der Trauungsfeierlichkeit gedient hatte, die am Morgen hier stattgefunden. Einer der angesehensten Männer New Yorks, seit mehreren Jahren Witwer, hatte sich mit einem jungen, schönen Mädchen verlobt, und die Menschen waren in Scharen herbeigeströmt gekommen, den Hochzeitszug zu sehen und der fröhlichen Feier beizuwohnen. Aber auch jetzt war wieder, wie am Morgen, eine aufgeregte Menge auf dem Kirchplatz versammelt. Es mußte etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein, was die Gemüter so lebhaft be-

wegte; die Blicke, welche auf die Eingangspforte gerichtet waren, wo sich noch die letzte Spur des Hochzeitschmuckes zeigte, die erschreckten Gesichter der Leute, ihr Flüstern und ängstliches Fragen — alles deutete auf ein überraschendes, unheilvolles Ereignis.

„Tot, sagen Sie? — Raum fünf Stunden nach der Trauung!“ — Ein Mann, der Millionen besitzt und letzten Herbst fast zum Gouverneur gewählt worden wäre! Solche und ähnliche Ausrufe vernahm man hier und dort. Das glänzende Hochzeitsfest schien ein trauriges Ende genommen zu haben; nach den abgerissenen Reden zu urteilen, mußte dem Bräutigam ein Unglück zugestoßen sein, er war wohl gar eines gewaltsamen Todes gestorben.

Ein junger Herr in seinem Gesellschaftsanzug kam vorbeigefahren; beim Anblick der Menge lehnte er sich neugierig aus dem Wagen, erschall jedoch heftig über die Worte, die er vernahm. Rasch wandte er sich an den Zunächststehenden mit der Frage, was denn geschehen sei.

„Samuel White ist tot“, lautete die kurze, verhängnisvolle Antwort. „Er schossen, als er gerade mit seiner jungen Frau die Hochzeitsreise antreten wollte. Hier in der Kirche sind sie heute Morgen getraut worden.“

Als hätte ihn selbst die tödliche Kugel getroffen fand der junge Mann bei dieser unerwarteten Schreckenskunde wie vernichtet in den Wagen zurück. Dann raffte er sich zusammen und blühte die Straße hinunter; er sah ein dichtes Gedränge vor dem großen Schloß und zweifelte nicht länger an der Wahrheit der Unglücksnachricht. Schauernd barg er sein Gesicht in einem Augenblick in den Händen, dann rief er dem Kutscher ungeduldig zu, er solle rasch weiterfahren bis in die Nähe des Hauses.

Der Wagen raste über das Pflaster, hielt aber schon nach wenigen Minuten still. Als Jock Hollister, erzählt über den Aufschub, hinausblühte, näherte sich ihm ein Polizeibeholder.

„Sie tun am besten wieder umzukehren“, sagte er, „es werden dort im Hause keine Gäste eingelassen, Herr White ist erschossen worden.“

„Ja, aber ich bin ein vertrauter Freund der Familie. Herr White — ich meine den Sohn — wird mich zu sprechen wünschen. Hier sind fünf Dollars, wenn Sie mir helfen eilig aus dem Wagen.“

Der Polizist betrachtete den jungen Mann mit raschem Blick und wandte sich dann nach der Menge hin. „Es wird schwer halten“, sagte er, „aber ich will es versuchen.“

Einige Minuten später hatte er die fünf Dollars in der Tasche und Hollister stand im Hausflur von Whites Wohnung.

Ein Defektiv trat ihm entgegen. „Was suchen Sie hier?“

„Ich bin ein Freund der Familie und wünsche Herrn Stanhope White zu sprechen. Hier ist meine Karte.“

Der Defektiv winkte einen alten Diener herbei, der in der Nähe wartete.

„Glauben Sie, daß Herr White für irgend jemand zu sprechen ist?“

„Für diesen Herrn gewiß“, versetzte der Diener und öffnete Hollisters die Tür zum Empfangszimmer.

Es herrschte Halbdunkel in dem Gemach, die Fensterläden waren geschlossen und ein starker Blumenduft durchzog den Raum. Der junge Mann, der nicht nur äußere weltmännische Gewandtheit, sondern auch ein leicht erregbares Gefühl besaß, zögerte bekommen an der Schwelle. Der Gedanke, wie bald hier Totenstränge die Stelle der Hochzeitsstränge einnehmen würden, überwältigte ihn. Unter den anwesenden Personen besaß sich auch Doktor Forst, der Hausarzt der Familie. Raum hatte Hollisters Blick ihn erpäht, als er auf ihn zuellte und neben ihm Platz nahm.

„Was sagen Sie zu der furchtbaren Begebenheit?“ rief er. „Herr White erschossen und von wem?“ — Es ist für mich ein entsetzliches Rätsel.“

„Für alle übrigen auch“, versetzte der Doktor. „White war in sein Schlafzimmer gegangen, um, wie jedermann dachte, sich zur Abreise zu rüsten. Plötzlich hörte man einen Pistolenschuß; als die junge Frau aus dem Wohnzimmer und Stanhope die Treppe heruntergeleitet kam, fanden sie ihn am Boden liegend, neben ihm die noch rauchende Waffe.“

„Er hat also selbst Hand an sich gelegt. Ich glaube —“

„Still! — Es muß ein unglücklicher Zufall gewesen sein. Wahrscheinlich hat er die Pistole in den Reifensack stecken wollen und sie hat sich unversehens entladen. Der Schuß ist ihm durchs Herz gedrungen. Welch entsetzlich schnelles Ende einer glänzenden Laufbahn.“

„Und — die junge Frau?“

„Sie ist natürlich wie zerstückt. Ein so herrlicher Mann! Aber der Verlust, den das Vaterland erleidet, ist am meisten zu beklagen. White würde noch zu den höchsten Ämtern berufen worden sein.“

Hollister stand auf. „Wo ist Stanhope?“ fragte er mit unruhiger Miene. „Ich dachte, er würde mich sehen wollen.“

„Er will wahrscheinlich lieber allein bleiben. Ich bin schon vor an-

verhalb Stunden gekommen, gleich nachdem das Unglück geschehen war, und seitdem hat noch niemand hinaufgehen dürfen, außer Frau Hastings. Der Schmerz ist jetzt noch so groß und man mag nicht zudringlich erscheinen.“

Aber Jock hatte sich nicht gerirt; er brauchte nicht lange zu warten bis die Botschaft kam, Stanhope wüßte seinen Freund zu sprechen. So stieg er denn leise die Treppe hinauf, an deren Geländer noch die festlichen Blumengewinde prangten. Im Begriff, dem voranschreitenden Diener in das obere Stockwerk zu folgen, stand Hollister plötzlich still; die Tür gegenüber war aufgegangen und eine Dame in mittleren Jahren, noch reich gekleidet von der Hochzeit her, erschien auf der Schwelle. „Rümm dich zusammen, liebes Kind“, sagte sie im Ton mütterlicher Ermahnung.

„Ich komme wieder, sobald ich deinen Vater gesprochen habe, du darfst nicht allein bleiben in einer so schrecklichen Zeit.“

Auf diese Worte, welche offenbar der jungen Frau galten, die so plötzlich zur Witwe geworden, kam eine leise gemurmelte Antwort aus dem Zimmer, dann wurde die Tür geschlossen. Die Mutter rauhete die Treppe hinunter in ihrem kostbaren Seidengewand, ohne Hollister zu bemerken. Er war beiseite getreten und vermied, sie anzusehen, obwohl er sie gut kannte. In heftiger Erregung blühte er noch einmal nach jener Zimmertür und stieg dann weiter die Treppe hinauf.

Als er bei Stanhope eintrat, begrüßte ihn dieser mit warmem Händedruck. „Jetzt weiß ich, nach wem ich mich gefehlt habe“, sagte er, „nach dir, Jock.“

Der Freund versuchte einige Worte des Beileids zu stammeln, aber die Stimme versagte ihm. In Stanhopes Wesen lag etwas ihm Fremdes, das sich weder durch den furchtbaren Schrecken noch die Trauer um den Vater erklären ließ. So schweigend Jock denn und wartete, was Stanhope ihm mitteilen werde.

Stanhope White hatte erfüllt, was er als Knabe versprochen. Seine hohe Gestalt, seine männlich schönen Züge konnte man nicht ohne Bewunderung betrachten, aber größer noch war das Vertrauen, das er jedem auf den ersten Blick einflößte, denn sein anziehendes Aeußere war der Spiegel einer edlen, aufrichtigen, hochherzigen Seele. Den Männern gefiel sein offener Charakter, den Frauen seine ritterliche Ehrerbietung, den Kindern sein fröhliches Lachen und sein lauter, herzlicher Verkehr. So war er von Jugend auf der Liebling aller gewesen und nur der klugen Leitung seiner verstorbenen Mutter hatte er es zu danken, daß das allgemeine Lob ihn nicht eitel und selbstfüchtig gemacht hatte. Jetzt war Stanhope fünfundsanzig Jahre alt, durch innern Wert und äußere Vorzüge ausgezeichnet und von stets heiterer Gemütsart.

Kein Wunder, daß er Jock Hollister an diesem verhängnisvollen Tage fremdartig erschien. Noch nie hatte er des Freundes Stirn unwohl gefühlt, auch die dunkeln Linien um Mund und Augen veränderten sein Aussehen und dann die Ruhelosigkeit in seinem ganzen Wesen — was hatte sie zu bedeuten?

Hollister befand sich in so unerträglicher Spannung, daß es schon eine Erlösung für ihn war, als Stanhope endlich zu reden begann, obgleich ihm das, was er sagte, ganz unerwartet kam.

„Du bist Rechtsanwalt, Jock, und hast einen scharfen Blick und ein richtiges Urteil in geschäftlichen Dingen. Ich habe einen Auftrag für dich, falls du geneigt bist, mir beizustehen. Willst du es tun? Es erfordert Vorsicht und Selbstbeherrschung. Du läßt sie leicht, während mich die Erschütterung so übermannt hat, daß ich mir selbst nicht zu helfen vermag.“

„Hier bin ich, wenn du mich brauchst“, erwiderte Jock bereitwillig, obgleich ihm innerlich nicht ganz wohl dabei zu Mute war, da er sich nicht vorstellen konnte, was sein Freund im Schilde führe.

Stanhope atmete erleichtert auf, dann verschloß er die Tür und nahm Hollister gegenüber auf dem Divan Platz, wo sie in glücklichen Tagen so manche behagliche Stunde rauchend und plaudernd verbracht hatten.

„Jock“, begann er mit großem Ernst, „der Tod ist nicht das Schlimmste, was dieses Haus lit.“

In des Freundes Antlitz trat eine flammende Rote, er geriet völlig außer Fassung.

„Nicht möglich“, stammelte er, „sie kann doch nicht —“

Stanhope umfakte seine Hand mit eisernem Griff. „Ich meine“, sagte er nachdrücklich, „daß mich ein furchtbarer Zweifel quält. War es ein unglücklicher Zufall, der meinem Vater das Leben raubte, — oder nicht? Um Gewißheit herüber zu erlangen, würde ich mit Freunden die Millionen hingeben, die mir zugefallen sind — ja mein eigenes Leben.“

In heftiger Bestürzung starrte Jock den Freund an. „Ich verstehe dich nicht“, murmelte er entsetzt; „ich glaube doch, dein Vater liebt Frau Hastings — wie kommt es zu darauf, daß es kein Zufall gewesen ist?“

„Das kann ich dir nicht sagen, Jock. Gerade deshalb bitte ich so dringend

um deine Hilfe. Nur du allein kannst mir beistehen; denn jeder andere würde nach meinen Gründen fragen.“

Jock sprang auf, seine innere Erregung schien zu wachsen, doch nahm er nach kurzem Besinnen seinen Platz wieder ein. „Sage mir, was ich tun kann und ich will mich nach besten Kräften bemühen“, rief er.

„Geh in das Zimmer. Sieh ihn an. Laß dir nichts entgehen. Denke, du siehst selbst und gibst deine Schlüsse. Jedermann glaubt, die Pistole sei von selbst losgegangen. Aber wozu brachte er eine Waffe auf der Hochzeitsreise und wie konnte er so unvorsichtig damit umgehen? Das sieht meinem Vater nicht gleich.“

„Freilich nicht, aber in aufgeregtem Zustand kann jedem ein Unfall zustößen.“

„Ja, ja, er war merkwürdig aufgereggt den ganzen Tag über.“

„Ich kann mir keine andere Möglichkeit denken. Ein Mann in seiner Stellung, der einen trefflichen Sohn besitzt und im Begriff steht, die reizendste Braut heimzuführen — er mußte wahnsinnig sein —“

„Über tief unglücklich im Geheimen.“

Jock hielt sich krampfhaft an den Armlehnen seines Stuhles.

„War dein Vater unglücklich?“ stammelte er.

„Der Gedanke ist mir nie gekommen“, versetzte Stanhope. „Aber kann man wissen, was im Herzen eines Menschen vorgeht, und wenn er uns noch so nahe steht?“

„Mit Gewißheit nicht“, sagte Jock, „die Augen niederschlagend, aber man hat doch Anzeichen.“

„Er war heute ganz verändert, besonders seit der Trauung.“

„Das ist mir nicht aufgefallen.“

„Niemand hat es bemerkt; aber ich kenne meinen Vater.“

„Und du meinst —“

„Mehr kann ich dir nicht sagen. Wenn du mir eines Tages den Beweis bräuchst, daß es ein unglücklicher Zufall war — wenn kein Zweifel mehr darüber obwalten könnte — ich würde dir ewig dankbar sein. Für jetzt muß das genügen. Aber ich habe noch eine Bitte: Weibe bei mir, verlaß mich nicht bis alles vorüber ist. Ich fühle mich so schwach wie ein Kind.“

Jock geriet in sichtlich Verlegenheit.

„Wir sind nicht allein im Hause“, sagte er zögernd. „Ich bin unten Frau Hastings begegnet; sie hat eine Abneigung gegen mich gefaßt und es wäre ihr vielleicht unangenehm, wenn sie mich hier tröfe.“

„Ich habe Frau Hastings ganz vergessen. Denke auch du nicht an sie. Laß mich nicht allein, Jock. Wir brauchen ja die Damen nicht zu stören.“

„Gut, wie du willst“, sagte Jock mit abgewandtem Gesicht. Er schloß die Tür auf und stand im Begriff hinunter zu gehen. „Es wird sich ja wohl vermeiden lassen, daß ich mit Frau White zusammenstehe“, fügte er mit unsicherer Stimme hinzu, und verließ dann rasch das Zimmer.

Fünftes Kapitel.

Am Ort der Tat.

Im Erdgeschloß fand Jock den Hausmeister Feltz in großer Aufregung. „Der Coroner und die Geschworenen sind da“, sagte er, „sie haben nach Herrn Stanhope gefragt, soll ich ihn holen?“

„Ich will selbst gehen“, versetzte Jock, und stieg die Treppe hinauf. Er teilte dem Freunde mit, daß seine Gegenwart bei der Leichenschau erforderlich sei, bei ihm aber zugleich, von seinen Zweifeln und Befürchtungen nichts laut werden zu lassen, sondern einfach auf die Fragen zu antworten, welche die Herren an ihn richten würden.

Als sie zusammen das Zimmer betraten, wo die Geschworenen um das Bett versammelt waren, auf welches man die Leiche gelegt hatte, nähmte Stanhope laut auf vor unsäglichem Schmerz. Er hatte mit ganzer Seele an seinem Vater gehangen und vermochte den Anblick der jetzt so todesstarrten, geliebten Biene nicht zu ertragen. Den Kummer des Sohnes ehrend, warteten die Versammelten schweigend, bis Stanhope seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte und im Stande war, über die näheren Umstände des traurigen Ereignisses Auskunft zu geben, soweit er selbst davon unterrichtet war.

Die Lage, in welcher der Sohn die Leiche gefunden hatte, die ganze Beschaffenheit des Zimmers und viele andere Tatsachen sprachen so deutlich für einen unglücklichen Zufall, daß die Geschworenen nicht lange zögerten, ihren Ausspruch zu tun. Als sie das Zimmer verlassen hatten, schloß Hollister tief Atem, drückte Stanhopes Hand und rief von einem Alp befreit:

„Jetzt ist das Schlimmste vorbei; geh nun voraus auf dein Zimmer, ich komme sogleich zu dir; nur möchte ich vorher noch einige Fragen an Feltz richten.“

Aus der soeben beendeten Verhandlung hatte Jock etwa folgende Einzelheiten entnommen: Gleich nach der Trauung waren die Vermählten nach dem Elternhaus der Braut gefahren, um die Glückwünsche der Freunde und Bekannten in Empfang

zu nehmen. Von dort hatten sie sich in ihre künftige Wohnung begeben, welche Herr White seiner jungen Frau zu zeigen wünschte, ehe sie die Hochzeitsreise nach dem Süden antreten.

Er hatte sie durch das ganze Haus geführt bis zu dem für sie eingerichteten Douair im zweiten Stock und sich dann in sein Schlafzimmer begeben, um die letzten Reisevorbereitungen zu treffen.

Vor dem Schlafzimmer befand sich ein kleines Gemach, welches White, seit er Witwer war, meist als Arbeitszimmer benutzte. In der Mitte desselben stand sein Schreibtisch, der Schlafstuhlbücherei gerade gegenüber. Außer dieser hatte das Gemach noch zwei Eingänge, von denen der eine auf die Haupttreppe führte und meist von den Familiengliedern benützt wurde, während der andere, für die Dienerschaft bestimmte, durch einen schmalen Gang mit der Hintertreppe in Verbindung war.

Im Schlafzimmer stand der Koffer bereits verpackt, und nur die offene Reisetasche, die oben darauf lag, bewies, daß noch nicht alles zur Abfahrt fertig gewesen war. Nicht neben dem Koffer hatte man Whites Leiche ausgestreckt gefunden und Feltz, der, sobald er den Schuß gehört hatte, unmerklich nach Frau White und Stanhope herbeigeeilt war, wollte bemerkt haben, daß die Schlüssell, die an der Reisetasche hingen, sich noch hin- und herbewegten, als habe seines Herrn Hand sie gerade berührt, wie er getroffen zu Boden stürzte. Die Geschworenen hatten aus diesem Umstand den Schluß gezogen, daß White die Pistole eben in den Reisefack gelegt wollte, als der Schuß losgegangen war, aber Jock fragte sich, ob nicht White vielmehr in dem verhängnisvollen Augenblick die Pistole aus dem Reisefack genommen habe. Das hätte freilich wie Absicht aus gesehen, während in ersterem Fall nur von Unvorsicht die Rede sein konnte. Doch ein so prattischer und erfahrener Mann wie White überhaupt eine geladene Pistole eingepackt haben sollte, schien Jock mehr als unwahrscheinlich; deshalb war er geneigt zu glauben, White habe im letzten Augenblick noch die Waffe zur Hand genommen, um die gefährliche Kugel zu entfernen.

An die Möglichkeit, daß ein Selbstmord vorliegen könne, wurde Hollister von selbst niemals gedacht haben. Nur das dem Freunde gegebene Versprechen bewog ihn, noch weiter nach dem Zusammenhang der Dinge zu forschen. So suchte er denn Feltz auf, ließ sich von ihm noch einmal alle Einzelheiten berichten und fragte im Verlauf des Gesprächs ganz gelegentlich, was wohl aus den Briefen geworden sei, welche Herr White nach kurz vor der Trauung geschrieben haben sollte.

„Die sind längst auf der Post. Ich sah den Hausknecht damit zur Hintertür hinausgehen, noch ehe die Herren in die Kirche fuhren.“

Jock hoffte im Stillen, der Bote werde die Briefe nicht in den Kasten geworfen haben, ohne zuvor die Adressen zu lesen. Ihm lag jedoch noch etwas anderes auf dem Herzen, das zu berühren ihm große Ueberwindung kostete.

„Die arme, junge Frau“, rief er seufzend, „wie traurig hat ihr Glück geendet!“

„Freilich, Herr“, pflichtete ihm Feltz bei, „ich habe noch nie jemand so vom Schmerz überwältigt gesehen. Als sie ins Zimmer trat und sah, was geschehen war, stieß sie einen Schrei aus und sank dann wie zerstückt in die Arme. Aber es fehlt ihr nicht an Kraft und Mut — sobald sie wußte, daß ihr Gatte wirklich tot war, nahm sie sich zusammen und wurde ruhiger. Dadurch erleichterte sie es und sehr, alles Nötige gesamt zu tun. Sie ist eine so schöne und vornehme Dame; Herr White wäre gewiß stolz auf sie gewesen, hoffentlich bleibt sie hier im Hause als unsere Gelieterin.“

Als Jock den Hausmeister verließ, beschäftigten ihn mancherlei Gedanken. Es war ja unmöglich, mit Sicherheit zu beweisen, daß White freiwillig in den Tod gegangen war; aber wußte nicht vielleicht die junge Frau mehr als sie sagen wollte? Hatte das Trauerspiel für sie nicht eine tiefere Bedeutung als die Welt ahnte? (Fortsetzung folgt.)

— Sicher! Professor (ins Restaurant treibend): „Bitte Kellner, wenn ich zahle und gehen will, sagen Sie zu mir: Herr Professor, Sie haben Ihren Schirm stehen lassen!“

— In der Provinzstadt. Bauer: „Heuer haben wir so viel Kartoffeln wie noch nie!“

— Bäuerin: „Da tun wir uns einen Schüler von der Präparandenschule her oder noch a Sau!“

— In der Hinterhall. Amtmann: „Warum schreiben Sie die Herren nicht auf, die da an der verbotenen Stelle haben?“

— Bäuerin: „s fehlt noch einer... der zischt sich erst aus!“

— In der Provinzstadt. Bauer: „Heuer haben wir so viel Kartoffeln wie noch nie!“

— Bäuerin: „Da tun wir uns einen Schüler von der Präparandenschule her oder noch a Sau!“

— In der Hinterhall. Amtmann: „Warum schreiben Sie die Herren nicht auf, die da an der verbotenen Stelle haben?“

— Bäuerin: „s fehlt noch einer... der zischt sich erst aus!“

— In der Provinzstadt. Bauer: „Heuer haben wir so viel Kartoffeln wie noch nie!“

— Bäuerin: „Da tun wir uns einen Schüler von der Präparandenschule her oder noch a Sau!“

— In der Hinterhall. Amtmann: „Warum schreiben Sie die Herren nicht auf, die da an der verbotenen Stelle haben?“

— Bäuerin: „s fehlt noch einer... der zischt sich erst aus!“

— In der Provinzstadt. Bauer: „Heuer haben wir so viel Kartoffeln wie noch nie!“

— Bäuerin: „Da tun wir uns einen Schüler von der Präparandenschule her oder noch a Sau!“

— In der Hinterhall. Amtmann: „Warum schreiben Sie die Herren nicht auf, die da an der verbotenen Stelle haben?“